

Wälte-Fakter

Von Georg Bünau

Der blaugelbste, behäbig gewölbte und allzeit blütenweiß getünchte Flur der Marktapotheke, in den man von der Seitengasse aus kam, bog an seinem Ende mit einem Lichtnie gegen den kleinen Hof ab, und gab sich dort gleich einem Eingeweihten: in das Knie mündeten nachbarlich beisammen alle geschäftlichen Türen; seitab, doch herrlich, hob die Treppe nach oben an, spiegelblank gemischt über ihrer altvornehmen Bräunung. In den Verkaufsraum sah man durch ein großes, mit einem Zugvorhang bedecktes Fenster, und der Blick schweifte durch die Augenscheiben auf das Katharinenplätzlein, das sich dort vom Markt her zwischen der Apotheke und die Katharinenkirche schob. War deren Besitzer offen, so sah man noch in schnurgerader Flucht durch ihr Mittelschiff bis in den erhöhten Rathsherrnhof, das Menschenplätzlein auf dem Platz ging drein. Wer dazu das leuchtende Farbdurcheinander der hohen Chorfenster haben wollte, der brauchte sich bloß ein wenig zu bücken, damit das Geschau unter dem ausgelampften Krokodil hinwegging, das seit Jahrhunderten vom Unterzugballen der Apotheke herabhing.

Am so trostloser war dagegen die Aussicht nach dem Hof, der kaum so zu nennen und vier zusammenstoßenden Hausseiten gemeinsam war. Küchen und schlimme Gemächer hatten dort hinaus ihr Recht, und es war friedsame Vereinbarung, daß man unbeschadet aller Vriefsrechte die kleine Wäsche an kreuz und quer laufenden Stricken trodnete, die von den oberen Fenstern aus auf Rollen bedient wurden.

Die unfreundliche Hoffluht und ihre Rührung waren nicht ohne Auswirkung. Denn im Flurnie der Apotheke stand der solide eichene Tisch, an dem das Bedienungsvolk der Apotheke das Mittagsmahl einnahm. Es waren genau drei Leute, so daß die Vorderseite des Tisches fürs bequeme Zu- und Abtraagen freiblieb. Und die Tischbelegung bestand erstens aus dem Kalesfaktor, der in der altmodischen Hegenküche der Apotheke nicht bloß zu feuern, sondern erst recht zu kochen, zu rühren und zu mörsern und zu destillieren hatte; zweitens aus dem Läufer, der auch mancherlei Geschäfte mit jenem teilte, und drittens dem Subjekt. Dies Subjekt schaffte neben dem Provisor, war rechtmäßig vorgeprüft, aber nach dem Grundlag der Zeit noch hübsch abständig von seinem erhöhten Nebenmann, der denn auch trocken am Prinzipals-Familiäntisch mitaß.

Weil nun einmal jedes Subjekts Bestimmung auf die künftige Respektstellung als Provisor und folgendes als Apotheker hinwies, war ihm altbräuchlich der Sitz mit dem Rücken gegen das Hoffenster und mit dem Blick in sein eigenes Reich, den Verkaufsraum, zugekehrt, so daß ihm das Höfchen nicht Laune und Ehrreudigkeit störte; was nicht sagen soll, daß das Argernis dadurch unschädlich geworden. Denn der Kalesfaktor, der den Anblick von seinem seitlichen Sitz aus am breitesten genoh, wußte stets über die unpropere Kulisse zu maulen; und wenn er das mit Bezug auf seinen Platz tat, war unschwer herauszuhören, daß es mit seinem Unterordnungsgefühl gegenüber dem Subjekt nicht weit her war.

Damals stufte sich auch die Anrede noch. Während in der Ansprache seitens des Apothekers den Provisor das Sie traf, reichte für das Subjekt das Er aus, und beim Kalesfaktor hieß es Du und schlechtthin Wälte, abgetürzt aus Balthin.

Doch war es um das Du eine besondere Sache. Es kam nicht aus dem Subalternumstand, sondern daher, daß der Apotheker und sein Küchenführer ehemals zusammen die Univerſität beſucht hatten. Und der Valentin Lendner hieß in der ganzen Stadt der Bälte-Fakter. Der Fakter ſtellte ſich aus ſeiner Berufsbezeichnung ein, und Bälte hatte man ihn ſeit ſeiner Stiefelſuchſenzeit zu nennen begonnen: bei demooſten Häuptern pflegten die Suchſen bald in den Volksmund überzugehen. Den Fakter liebte er ſich ganz gern gefallen, denn man konnte ſich etwas von gelehrter Art darunter vorſtellen. Er hätte auch wirklich, wenn Rot am Mann, das Subjekt und ſelbſt den Proviſor erſetzt: deſhalb, weil er lang genug dem Studium der Medicinerei obgelegen, aus dem er dann ins Kaleſtorium der Marktapothek richtig hineingebummelt war, als ihm die Mittel zur Fortſetzung ſeiner reichlich verlängerten Semeſterzahl ausgegangen waren, und das juſt zu einer Zeit, in der ihn, wie er oft und ernſthaft behauptete, geradezu die Wut erfaßt gehabt, alles mit Kraftgewalt nachzuholen.

Da war er dann erſt ſo nebenher zu Dienſtleiſtungen in der Apotheke ab- und zugegangen, bis ihn die beſchaulich-bewegliche Tätigkeit immer feſter gehalten, und neben der Kaleſtorei auch das Pillenrollen und Pflaſterſtreichen an ihn gekommen: er ward ſekhaſt, und man gab ihm ſogar Rezepte zu enträſſeln bis ins D. M. S.* hinunter; es wollte etwas heißen, ſintemal mancher Rezeptschreiber ſpäter ſelber ſein Eigenes nicht mehr auszudeuten vermochte.

*

Es war ein Karſamstag. Nach Brauch gab es zum guten Abſchluß der Faſttage eingelegte Milchwecke mit Weintunke und danach einen herzhaften Kaffee mit Rahm und einer mürben Breche. Zudem lagen zwei Feiertage mit eingeſchränktem Herenküchendienſt greifbar da — und dennoch kam der Bälte-Fakter ins Maulen, als er ſich den Kaffeerrand vom Mund wiſchte.

Zunächſt paßte ihm nicht, was er unter dem Krokodil hindurch auf dem Plüſlein ſah. Es war eine Marſchabteilung des neuen Militärs, das der nunmehrige Fürſt ins Land gebracht hatte. Meiſt landſtrembes Volk und gegen alle Ueberlieferung des ehemals geiſtlichen Fürſtentums uniformiert, war es die Ergöpfung der Strafe, und die Weibſchaft war dahinter her. Der Bälte-Fakter zehrte von ſeiner akademiſchen Vergangenheit, und das ſagt alles. „Wo der Menſch heute hinſpudt, trifft er ſo einen Aſſen!“ grollte er und verſchwand in ſeine Küche. Nun ſah er mit weiterem Mißfallen, daß draußen von neuem verwäſſertes Schneegeföber wirbelte, das angeſichts der Feiertage recht erbehrlich. Friedſame Leute waren indes bei mäglichen Öſtern darauf geſetzt.

Der Kaleſtaker ſchalt in ſeiner Küche. Wenn er das tat, dann füllte ſich das große, glattgeſchabte Gefäß mit Blut, und ein Netz dünner bläulicher Adern gab ihm etwas Drohendes. Seine Augen weiteten ſich befremdlich, indes ſie im ruhigen Zuſtand kurzſichtig zwinkerten.

Der Käufer und das Subjekt wußten aber ſehr gut, daß der Mann, der ſie mit ſtiller Tyrannie bedrückte, ſchon mitten drinn ſaß, ſich mit dem Wetter abzulinden. Er ſah an ſolchen Tagen in der ſtets angewärmten Küche und hatte einen alten Atlas mit dem anatomiſchen Mann vor ſich, der Blatt um Blatt erſt die Haut, dann das Muskel-, Bänder- und Flechſenwerk von ſich tat, bis Ingeräuſch und Hirnſchale daranlamen, and ſchließlich das bare Kno-

* Dater, mīcator mīcator (Es werde gegeben, geſüßl. gemacht).

hingestellt da stand, mit Fuß- und Armgesten wie ein Tanzmeister, der vollen Aufzeichnung aller Bestände wegen.

Die beigezifferten lateinischen Legenden gaben der Beschäftigung mit den abgegriffenen Kupfern erst den satten Geschmack, und das Bewußtsein, was er alles hätte lernen und werden können, hob den Beschauer dann wieder auf eine gute Weile höher, als der Katharinenturm war, über die Neue, daß er wenig gelernt und wenig geworden. Er ließ wohl auch den geöffneten Atlas wie aus Vergesslichkeit auf dem Tisch neben dem Herd liegen, um dem Käufer stillschweigend zu sagen: Nicht wahr, davon versteht ihr nichts, aber da seht ihr, neben was für einem Mann euch zu leben vergönnt ist . . .

Den Hall gefeßt, daß des Wälte Gedanken auch diesmal ganz von ferne schon auf seinen anatomischen Mann gingen, so kam er nicht weit damit. Der Apotheker trat mit dem Provisor die Treppe herab und rief in die Küche: „Also, Wälte, dann vergiß uns auch nicht auf die Lichter!“

Die Lichter, die da gemeint waren, machten ein Stück des Vertrauens aus, das der Kakefaktor genoss. Am Karfreitag Abend, wenn die Dunkelheit einlief, war in St. Kathrein die Auferstehungsfeier. Da zog die Prozession zum Seitenportal hinaus, im Biered um den weiten Marktplatz und zum Haupttor wieder in die Kirche. Das war ein helles Halleluja-Jubilieren. Schellenrütteln, Weibrauchweben und Farbenprangen im Ketzenschein, und die neu erwachten Moden der ganzen Stadt jauchzten darein. Und die große Freude ward vom Häusergeckert ganz besonders festlich umhegt und gerahmt. Da brannte hinter allen Fenstern, gleichmäßig gereiht, eine Kerze neben der andern, als seien die Mauern in eine einzige, leuchtende Gotteswand aufgelöst. So heilste es uralte Sitte, die ganze Stadt war auf den Beinen, um innerdald des Gewiertes die Herrlichkeit mitzuerleben. Zum Beschluß, wenn sich die Monstranz vor dem Eintritt ins Haupttor über alles anleude Volk segnend erhob, pflog der Apotheker ein herrliches Feuerwerk in die Luft sprühen zu lassen, das die Kirche und den Priester schier überirdisch beleuchtete.

Die Lichterreihe gehörte zum Bestand jeden Hauses, es war undenkbar, daß jemals ein Fenster seinen Anteil nicht aufgewiesen hätte. Die Kerzen staken in zedochten Brettern auf dem Sims, alle gleich hoch und stark, des gemeinsamen Niederbrennens wegen, im vollen Sinn kerzengerade.

Der Wälte hatte die Arbeit an den zahlreichen Fenstern des Apothekenhauses hinter sich, wobei er das wohlthätige Wesen in den freundlichen Stuben wieder einmal genossen, und sah nun gerade dort, wo sonst der Provisor Platz nahm, über der Schale nachgewärmten Kaffees, die ihm die Prinzipalin unter wohlwollend gleichgültigen Redensarten aufgewartet.

Darüber kam der Apotheker von unter herauf und leistete dem Fastotum Gesellschaft bei einer gleichen Schale gleichen Getränks. Doch ging er zwischendrin an den Wandschrank und brachte die stets bereite Flasche leichtes Zwetschgenwassers samt zwei kleinen Stampen an den Tisch. Der Wälte kannte das Getränk: droben in der Vorberrhöf, wo er zu Hause, mußte es den Wein ersetzen.

Als sich nun auch die Frau Apothekerin hinzusetzte, nahm die Lage einige Feierlichkeit an.

Der Apotheker hob etwas weit aus, er tauchte bis in die gemeinschaftliche Unversitätszeit zurück und meinte, es sei zuletzt doch noch ganz gut ausge-

allen, daß der Vältle sich bei ihm richtig angelassen, statt wie mancher verunglückte Mediziner als Balbierer und Hautflider jedem, der gerade dahergelaufen kam, Dienste leisten zu müssen. Das Gespräch ging dann darauf hinaus, daß der Vältle, der bei aller Arbeitstüchtigkeit dem Alter zuwandere, für seine Dienste endgültig versorgt werden solle. Des zum Zweck wolle man ihm draben eine Kammer zurichten, auf daß er in der Apotheke wohne und außer der mittägigen auch die ganze Versplegung in ihr habe. Da er gut in Kenntnissen, solle er dafür mancherlei in der Rezeptur mitversorgen, so daß man beim häufigen Wechsel der Subjekte über die unvermeidlichen Verlegenheiten rascher hinwegkomme.

Bei solcher Botschaft vergaß der Gemeints das schlimme Feiertagswetter und seinen Knochenmann, und ein paar dicke Tränen kollerten über die Backen, die so hauchsig anschwellen konnten. Durch das flimmernde Wasser hindurch sah er nun die ganze Welt als sein Eigen — er ward ein Stück der Familie, und da konnte auch kein Provisor heran.

Nach Ostern sei dann des weiteren zuzusehen, meinte der Prinzipal und drängte den Jugendgenossen, dessen Nührung ihn anzusteden drohte, sacht zur Tür hinaus nach der Stiege.

Der Vältle gehörte nicht zu den frommen Leuten. Er tat mit, soweit nach Landesbrauch der Religionsübung nicht zu entgehen war, hatte aber gleich den andern Aufklärern an der Sonntagsmesse reichlich genug. Setzt gleich sein Gemüt dem Reif unter der Sonne, und es zog ihn, die Auferstehungsreube wieder einmal mit anzusehen. Und dann sollte ein guter Schoppen die nachöfterliche neue Zeit einleiten.

Am lang Gemiedenes ganz auszulosten, mischte er sich bei Zeiten unter die schwellende Menschenansammlung. Das Schneegestöber hatte ausgeseht, und die Luft ward schärfer, aber als die Dämmerung einfiel, kam es wie Frühjahr über ihn. Es war eine Herrlichkeit, als unter den vielen Lichtern in der Kirche ihre überbunten Fenster die Farbe ins äußere Dunkel glühen ließen. Dann leuchteten erst vereinzelt, dann in Ketten die Kerzen hinter den Fenstern auf. Er sah, wie der Apotheker und seine Frau von den beiden Enden der Fensterreihen her mit Wachsstöden die Dochte entzündeten. Ihre Gesichter nahmen sich in der Beleuchtung von unten absonderlich aus.

Im Umbrechen gingen seine Blicke nach der anderen Ecke des Marktes, und er stuchte. Dort lag nahe bei der Einwinkelung ein schmales Haus, in jedem Geschos drei Fenster, und die Fenster lagen in Dunkelheit — und das war unerhört in der langsamstäglichen Geschichte des Marktplatzes. Und ja, dies Haus ging ihn recht eigentlich an, ohne daß er doch Grund hatte, sich um es zu kümmern. Es war da für Lebendige, aber es war das Grab seines eigenen Lebens: jenes anderen Lebens, das er erstrebt, aber verlottert hatte, und auf dessen Hügel er sein nunmehriges fristete.

In dem Hause hat der Rest seines heimatlichen Erbtheils, den er dazumal seiner Schwester, der Noni, überlassen, gegen das Versprechen, ihn als Studenten zu unterhalten, bis er Doktor sei. Sie hatte für einen Lustilus, in dem sie sich vergafft, das Haus gekauft, um ihm einen Handel einzurichten. Und der Tagdieb hatte sie nach vertanem Gut sitzen lassen, ehe er sie noch geheiratet, aber nachdem er für ihre Schande gesorgt. Mit dem Kind aus Unehren belastet, war sie keinem mehr gütlich gewesen, zumal Haus und Geld dahin. Sie starb im Elend, und das Haus ging von einer Hand in die andere, als sitze der

Ansagen auf Hirt und Schlot. Jetzt war es wieder einmal unterm Hammer und unbewohnt, und so hatte sich keine Seele darum gekümmert, der Lichterpflicht hinter den Fenstern nachzukommen.

Und den Mann, der vor einer winzigen Spane Zeit so glücklich von einer Schale aufgewärmten Kaffees hinweggegangen, betäubte jetzt der Groll hereinströmender Erinnerung. Er geriet willenlos aus dem Menschengedrange hinaus in die nächste Seitengasse, und als er sich dort besann, ward ihm, als sei er ausgestoßen worden. Er ging wie im Traum zwischen dem Häufertwerk hinterm Markt herum, und ehe er sich eines Weges entschloß, läuteten die Glocken zusammen, und ein lichter Schein drüben am halbwinterlichen Himmel kündete des Apothekers Feuerwerk. Dann verströmten die Leute vom Markt durch alle Gassen: die einen hübsch nach Haus, die andern in gastliche Weinhäuser zum Vorbiskurs auf die Feiertage.

In einem solchen sah auch er bald, in sich gesunken und unbeachtet, ohne Freude am leuchtend gültigen Trank, der vor ihm stand. Bei jedem Schluck oersadte seine Erinnerung tiefer in den Groll: er hatte ganz auf das Glüd vergessen, das ihm der Tag beschied.

Als er, der letzten einer, hinaustrat, war wirklicher Winter im Land, hart und ohne Schnee. Es sah nach bevorstehendem Nachtfrost aus, in der Luft lag kaltes Glimmern.

Und er ging und ging, hallenden Schrittes, Gasse um Gasse ein und aus. Trat er manchmal unter der Rot seiner Gedanken heftiger auf, so tat er es lachter, wenn ihn die Weihe der Nacht wieder streifte. Wemach verließen sich die letzten Leute, ab und zu huschte der verspätete Rotschein eines Lichtes hinter dem Fenster eines Heimkommenden auf, dann mahnte an Menschenwaisein bloß noch der ferne Aufklang des beschlagenen Spiegels, den der Nachtwächter im Dahinschreiten aufstieß.

Ohne Bedacht schlug der Wandelnde einen ehedem gewohnten Weg ein. Die Häuser verwinkelten sich so, daß sie ganz in jenem märchenhaften Dunkel schneearmer Winternacht lagen, das der schimmernde Reifnebel durchschwebt: nicht Schatten, nicht Dämmer, nicht Licht, und doch alles zugleich. Nun stieß er, beim Verlassen des Gassenwirrals, auf einen mächtigen Block heller, glattgeschürfter Kalksteinstaffeln, die der leuchtende Nebel ganz von ihrem Hintergrunde getrennt hatte. Sie führten zum Vorhof der Univerität. Zu ihren Seiten streckten sich die flachen Bänke aus dem gleichen Steingrug, auf denen er oft in froher Gesellschaft gesessen, und oft genug bei einem Spiel Landaknecht um ein paar Schoppen Heurigen, die auf dem Ziegenhainer eingekert und dann in der Kothede liquid gemacht wurden.

Er setzte sich hin. Dazwobl, das war die Bank links, wo die Spötter saßen, nicht die braven Leute, die da nur harrten, bis droben das Kolleg wechselte, und die Säle andere Horschbegierige aufnahmen. . . . Und die Spötter dachten recht selten daran, bei der Ablösung mitzutun; sie saßen dort, um den Civis academicus zu markieren und den matrikelmäßig privilegierten Lebensgenießer . . . und nun kreuzte es ihm wieder den Groll. . . . Schön war's trotz allem! Dann murrte er aufs neue auf: wer hatte ihm das schöne Leben abgeschnitten, über dem der Weg dann doch in den Ernst, in die Achtung und den Wohlstand geführt hätte? . . . Und sowas hieß sich Schwester. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mitten aus dem Leben

Hier bringen wir keine Nachrichten und Beobachtungen aller Art, die von Fränkischen und Mittelfränkischen in unserem Organvertrieben gehen. Unsere Mitglieder werden zu regler Mithilfe aufgefordert.

„Klein-Rothenburg“

Es wird in einem Aufsatz das fränkische Städtchen Iphofen genannt: „mit gutem Tag. Sie ist umfrielet von Mauern und Gräben, Türmen und Toren, und aus ihrem Grunde steigen ehrwürdige Kirchen und stolze Profanbauten auf. Nicht von ungefahr ist ihr diese Schönheit zugewachsen, hier wie in Rothenburg war der Krieg Vater von allem“. — Und das soll genügen, um Iphofen „Klein-Rothenburg“ zu nennen? Mann wird man endlich diese lächerlichen Übernamen beiseite lassen? Wer Iphofen „Klein-Rothenburg“ nennt, wird weder der eines noch der anderen Stadt gerecht: Rothenburg v. d. T. nicht, weil es diese bekannte Verbindung von glücklicher Lage an heilem Hüchauer, von schönen Einzelgebäuden und großerliger Gesamtterhaltung in dieser Form eben nur einmal gibt — und Iphofen nicht, weil diese Stadt so eigenartig schön und durch ihre Lage vor dem Schwabenberg so bemerkenswert ist, daß sie selbst eine stolze Eigenpersönlichkeit darstellt und keineswegs der kümmerlichen Krude des Vergleichs mit Rothenburg bedarf. Ähnlich ist's, wenn Kronach das „oberfränkische Rothenburg“, wenn Weisheim „das fränkische Peißelberg“ genannt werden — also. Versichten wir doch auf diese nicht bloß hindernden, sondern lebensnahen Vergleich' Kronach ist Kronach, Iphofen ist Iphofen, und Rothenburg ist Rothenburg.

Ochsenfurt im Bayernland

Die deutsch-amerikanische Zeitschrift „The Illustrated Weekly Deutsch-Amerika“ bringt im 13. Jahrgang 1936 Nr. 1 einen Aufsatz von Dr. Wolf Junk „Von Ochsenfurt nach Sulzbach“, der also beginnt: „Das Bayernland ist reich an geeigneter Landschaft. Aber seine hübssten Heimlichkeiten erblicken nicht in der grandiosen Majestät der Gieshauerberge, . . . sondern dort, wo die Flüsse sich in sanfter Kurve abmenden vom Gewirr der Schönenstränge. . . Wo der Mainstrom seine große Schlinge beginnt (!), zwischen Würzburg und Schweinfurt, liegt ein kleines altes Städtchen: Ochsenfurt“. Dann wird Ochsenfurts Altertümlichkeit in dem üblichen Stil solcher Aufsätze geschildert; dann kommt Friedenhausen dran, die Stadt. Die Stadt? Dorf! Meint's, aus der Weite gesehen, ein

paar Häuser, die Kirche ein Kapellchen — nicht mehr Raum nimmt das alles ein, als ein ländlicher Heden wie viele andere im Bayernland“. — Herr Doktor! Wer als gebildeter Mann — wenn auch aus Norddeutschland — das Mainland bereist, möchte wissen, daß er sich hier auf fränkischem Boden befindet; sonst wird seine ganze Darstellung von vornherein entsehrlich idiotisch. Was würden Sie sagen, wenn jemand schrie: „Das Preußenland ist reich an geeigneter Landschaft“ — und dann die Städte Bonn und Koblenz samt Umgebung schilderte? Nicht wahr, jetzt ist Ihnen klar, welchen Fehler Sie gemacht haben? Das Hinblick auf landschaftliche und kulturelle Besonderart ist die Voraussetzung auf zufällige politische Zugehörigkeit in höchsten Grade bedenklich, ja sogar, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, ganz verkehrt. Sie tun nämlich, wenn Sie Friedenhausen „einem ländlichen Heden wie viele andere im Bayernland“ nennen, zugleich auch jenen wirklich bayerischen Heden unrecht, die ganz ganz anders aussehen als Friedenhausen, ja mit seiner Eigenart schier gar nichts gemein haben. Die Franken bringen darauf, daß wir — unserer staatlischen Treue unbeschadet — in unserem wöllischen Bestan und unserer Eigenkultur als das betrachtet und bezeichnet werden, was wir sind, und nicht mit den Bayern, Thüringern etc. aus Unkenntnis und Oberflächlichkeit in einen Topf geworfen werden.

Der Kriegervereinsvorstand von Teuscha

Im Juni war zu Teuscha (auf dem „Geberg“ in der Nähe von Bamberg) eine vaterländische Gedenkfeier, bei der in Anwesenheit des Prinzen Albrecht, Sohnes des Kronprinzen Ruprecht von Bayern, zahlreiche Reden gehalten wurden. Nach einem Teilungsbericht: sagte dabei der Vorstand des Kriegervereins von Teuscha, daß „er nicht ruhen und rasten wolle, bis die Wälschbader wieder in ihre alten Rechte eingesetzt seien“. Wir wollen ununtersucht lassen, welches Alters die alten Rechte der Wälschbader in Franken waren — und auf etwas anderes hinweisen. O ihr armen Bäuerlein vom Jura trocken, vercheit Landleute, ihr seid sehr achtenswerte Männer, aber ich lenne eure Lage und eure Macht. Ihr würdet nicht gefragt, als die verhöhl-

Kälte-Fakter

Von Georg Büнау.

(Schluß.)

Vom Steinsitz schloß ihm die Kälte schüttelnd hinter dem gebauschten Mantel hoch, und seine Gedanken fuhren fort: wenn er jetzt heimkam in die Mietkammer, gings aus der Kälte ins kalte Bett, und so wars lange Jahre seither, Winter um Winter — war das ein Dasein? Und wem dankte ers? Bloß der Konig, seiner Schwester . . . war sie dafür gestraft durch einen schlechten Tod? Ja, er sah es so auf. Und daß es ihr jämmerlich, hundeschlecht gegangen, bis der Tod mit ihr fertig geworden . . . Gott sei's gedankt, das wußte er ganz genau. Er wußte noch mehr. Die Tochter, wegen der sie nicht wieder aus dem Elend herausgekommen, die hatte es ihr genau so gemacht, wie sie ihm: schmähsch und niederträchtig . . . wie die Saat, so die Ernte . . . wo mochte sich das Bankertsgeschöpf jetzt herumtreiben? Sie konnte längst wieder an einem hängen, um ihn auch zu Grund zu richten, denn Art bleibt Art.

Nun fiel ihm die Kälte auch in die Beine, und er sah im Reif. Beim Aufstehen ließ der angestorene Mantel eine Haarhaut auf dem Stein zurück.

Die alte Elsmännin, bei der der Kälte-Fakter seit Jahren hauste, wartete am Feiertagsmorgen zur rechten Zeit vergeblich darauf, daß ihr Einmieter aus seiner Dachstube in die ihre herüberkomme. Die rechte Zeit war an diesem Tag die Stunde um Sechs in der Früh. Denn die Frau hatte aus ihrem Dorf den Brauch in die Stadt mitgenommen, am Ostersonntag eine kleine Bescherung, ähnlich der weihnachtlichen, zurecht zu machen.

Da saß in der Sandfüllung eines sauberen Blumenscherbens die geweihte Kerze, mit gesärbtem grünem Moos umbettet, und zwischen den östlichen Eierwedden stand ein Teller voll rot und gelb geschpekter Eier, wie sie die Kinder schon am Donnerstag in den Osterhasennestern ausgestöbert hatten. Daß der Kaffee, in den die Eierwede zu tunken waren, kräftiger ausgegossen als sonst, versteht sich. Auf das kleine Kettelle, der Elsmännin Pflegekind, traf ein Teller Milch mit eingebrochter Alfsemmel.

Als die Frau lang genug gewartet, suchte sie sich die Verzögerung mit der späten Heimkunft des Hausgenossen zusammenzureimen; da er aber, seit er bei ihr wohnte, noch nie Einen über den Durst genossen, fand sie den Reim nicht.

Sie klopfte bei ihm an, und als die Antwort nach herein klang, sah sie den Erwarteten noch im Bett.

Aus dem tief geböhlten Rissen ragte seine berbe Nase, vom Schnupstuchfieber gerötet, und es zeigte sich, daß er, zwischen Schüttelfrost und Hitze hin- und hergeworfen, einwillen liegen bleiben müsse.

Die sparlame Elsmännin löschte ihre Kerze aus, brachte das Kettelle wieder ins Bett und braute für den Kranken einen Pafen Hüllertee, von dem sie — nähts nig, schadts nig — gleich selber mittrank.

Viel Aufhebens gabs wegen des Zwischenfalls nicht. Die einzige Unge- wöhnlichkeit bestand darin, daß die Frau statt ins zweite, schon ins erste Amt ging und deshalb das Kind nicht zur Nachbarin tat. Es wurde in sein Stühlchen gesetzt, wo es mit bunten Tuchstücken und einer Dampfel Feuerbohnen spielen sollte.

Das tat es heute nur kurze Zeit, dann nahm es seine farbigen Lappen ins Armchen und tappte hinüber zu dem Mann, der im Bett lag. Das Öffnen der

Türkinde hatte es mit Hilfe des holperstolper beigeschleppten Schemels fertig gebracht, und als es noch an die seitliche Blähung des Ledbettes gepaßt und einen Versuch gemacht, seine bunten Herrlichkeiten herzuzeigen, war es am Ende seiner Leistungen. Es setzte sich platt auf den Boden, indes Der im Bett mit Mühe seines Nodens auf dem Stuhl neben dem Kopfkissen habhaft ward. Im Nod hatte er stets eine Basttschachtel mit Randisbroden stecken, deren das Kettelle einen erhielt. Es verschmaltte ihn halb, dann ging es zum Knabbern über, und da dies zur verbotenen, weil beschleunigten und unsparsamen Genusart gehörte, sah es dabei verstohlen nach dem Spenber. Der aber bachte nicht also streng wie die Großmamm.

Als die heimkam, hatte sie auch schon in der Marktapotheke mit der nötigen Melbung vorgesprochen gehabt, und weil der Vällte, der kein Kinderfreund, sich mit dem Kettelle einigermaßen abgefunden, bot sie ihm für den Mittag eine gezwiebelte Bedsuppe an; mehr sei ihm nicht tauglich, solange das Fieber dauere.

Es war ihr nicht sonderbar, und sie nahm es ihm nicht übel, daß er des übrigen allein sein wollte.

Dazu hatte er seinen guten Grund. Was ihm gestern nach langer Zeit wieder in den Kopf geraten, ging ihm jetzt erst recht wieder darin herum. Wie ganz anders hätte er es haben können, wenn ihn die Woni nicht ums letzte Kerngeld betrogen — sing er jetzt an, krank zu werden, dann werde sich der Apotheker wohl hüten, ihn bei sich einzuquartieren . . . und ging dann einmal eine Krankheit weder auf Ernst und Dauer, dann mußte er ins Spital. Kam er dort auch nicht gleich auf eine der Armenstuben, so werde man doch die Studenten, die schon am Auslernen, an ihm herumprobieren lassen

Seine Gedanken maulten darauf los und gerieten auf den Apotheker, der es nach ihrer Ansicht schließlich auch hätte richten können, daß es der Vällte bis zum Subjekt, ja bis zum Professor gebracht . . . Professor — dann hätte sich wohl auch eine leidliche Heirat für ihn gefunden, schließlich gar die Apotheke dazu — vielleicht draußen in einem Gaunest oder in der Rhön . . .

Ja, der Vällte — so war er halt. Kam aber im Flurknie hinter seiner Deyenküche ein schönes Stück Rindsbraten oder ein recht kräftig angebratener, golden und bräunlich geschackter Eierpfannkuchen auf den Tisch, dann erstarb sein Herz vor Dankbarkeit gegen den Prinzipal und die gütige Hügung, die ihm noch zu rechter Zeit die sorgenfreie Ernährung beschert hatte.

Solches begann auch schon wieder in sein murrendes, durchfiebertes Gemüt zu dämmern, als er, aus einem gründlichen Hinduseln erwachte, inne ward, daß der Abend im Anzug.

Da fand sich auch die Elsmännin wieder ein und bot ihm eine Weinsuppe an, gut säuerlich aus Most, mit Eierschaum darauf, und er löffelte sie in den brennenden Durst hinunter. Er reichte gerade der Wartenden den leeren Teller, in dem unter seiner zitterigen Hand der Blechlöffel klapperte, als das Kettelle wieder durch die angelegte Tür schlüpfte.

Dies Geschöpflein, erst seit Neujahr im Haus, war ihm die Zeit her recht gleichgültig, beinahe zuwider gewesen. Jetzt frug er, wo denn das Kind eigentlich hergekommen, und was damit werhen solle?

Mal, war die Antwort, sie habe es von der Armenpflege ins Aufziehen genommen. Auf die Kosten komme sie ja nicht, aber sie lebe selber von mancherlei Guttat, da sei es ein Ausgleich. „Wies so is“, redete sie leiser und fuhr mit

der freien Hand über den Mund, „es ist ein Hedenkind von Einer, die grad so hieß wie Ihr, aber sie wird wohl nicht aus Eurer Freundschaft gewest sein, mit ihrer Mutter wars genau so. . .“

Die Elsmännin vermochte im anstehenden Eindunkeln das Gesicht des noch aufrecht im Bett Sitzenden nicht zu sehen, sie wäre sonst schwer erschrocken; Zorn, Abscheu und Haß, alles brängte sich in seinem jählings mit Blau überschillerten Rot zusammen und ging heißen Hauches aus den bebend geschwellten Lippen des sprachlos offenen Mundes.

Der Mann sank gegen die Wand ins Kissen und machte mit der Hand eine heftige Bewegung, die Hinaus! bedeutete. Darenin ergab sich die Bebeutete mit der Überlegung, daß ihr Einmieter von je ein Sonderling war (wie ihrer übrigens genug in der Stadt herumliefen), aber in seinem Zustand noch ein Ausnahmerecht auf seinen Eigensinn habe.

Sobald es den Kranken auf die Erhöhung hin wieder frostig schüttelte, schlug auch sein Denken wieder um; in jene Art, die ihm selber schlechthin als vernünftig galt.

Im Verlauf dessen kam er in solche Überlegung: Die Roni hatte falsch, auf Nimmergutmachen schlecht an ihm gehandelt, dafür war sie gestorben und verstorben. Außer dem Allerleuteherrgott hätte ihm, dem Völle, die Rache gehört, aber sie war ihm abgenommen worden durch den schlechten Kerl, der die Roni zu Schanden gemacht . . . und den hatte es dann auch erwischt und sein und der Roni Kind dazu, und von der ganzen Sippschaft lief jezt nur noch das Hedenkind letzten Triebs, das kleine Kettele, herum, als das Bild der Rache auf zwei kleinen schwachen Beinen. Nichts wie der arme Wurm war von dem dicken Klumpen Schlechtigkeit noch da . . .

Nun kam ihm wieder, wie sich das armselige, ausgestoßene Geschöpf in der Früh mitten in seine Verlassenheit gesetzt hatte, und indes ihn nichts anderes überkam als die Abklärung alles Grolles in das menschliche Mitleid, machte er sich das Vollgefühl strafhafter Genugtuung weiß.

Seine Gedanken taten einen Sprung, für ihn bedeutete er Folgerichtigkeit: da bleibe nichts übrig für ihn, als dem Racheengel, dem Kettele, irgend etwas Gutes anzutun . . . auf jede Vergeltung gehöre ein greifbares Vergeltsgott . . . Das hatte ihm sein guter Geist eingegeben, daß er des Morgens mit dem Randezuder schon angefangen . . .

Da er soweit war, überfiel ihn ein sprühendes Niesen, und als er das grobe Blaudrudschnapstuch wieder hinters Kissen geschoben, schloß er ein, tief und schwer, wie es zum Absiebern taughaft.

*

Am Ostermontag besorgte der Völle, noch ein wenig zitterig, aber leidlich gangfähig, das Nötigste in seiner Apothekerküche. Und nachdem er sich am mittägigen Lammstraten bescheiden, wie es die noch währende Appetit-schwäche wollte, gütlich getan, schwängte er der Köchin ein übriggebliebenes Rippenstück ab, weil das ja das Mindeste, was er ihr Tags zuvor erspart habe. Er wickelte es sauber ein und brachte es der Elsmännin heim, in der traglosen Annahme, daß ein gutes Stückel davon dem Kind zu gut kommen werde. Noch nicht dazu tauglich, die ihn treffende Nachbereitschaft in der Apotheke wahrzunehmen, blieb er abends eine Weile mit der Elsmännin beim Kollicht sitzen, sobald das Kettele ins Bett gebracht worden.

Während er aus den noch wässerigen, kurz-sichtigen Augen in die Regenbogen-scheibe der trüben Flamme blinzelte, kam er mit Reden heraus, die seine Dent- und Spracheinrichtung wie von selbst zu Tage gab. Sie waren der zwangsläufige Nachsatz zu seinen Gedanken vom vorherigen Abend, die so verwegene Hopter getan, aber dann recht friedsam halt gemacht hatten.

Am das Kind sei es schade, meinte er, wenn es so ganz in den blinden Nebel unsicherer Lebens hineinwache. Obschon die Sipp-schaft, aus der es komme, nichts wert gewesen sei, dem Kind sehe man nicht an, es gude ehrlich aus den Augen, und gutartig scheine es auch. Wies komme, wisse man. Sei es erst aus dem Groben, dann werde es seiner Pflegemutter wieder abgenommen und zu Einem vom Rat oder sonst Vermögenden in den Dienst getan, so daß für alle Plage kein Dank bleibe.

„Wißt Ihr, Elsmännin, ich nahn mich gern um das Kettele an, Ihr könnt ja im Vertrauen wissen: seine Großmutter war wirklich meine Schwester, die der Herrgott nicht wird gemocht haben. Ich gönne ihr den Jörn, wenn sies drunten beim Hörnlesteufel inne wird, daß das Kind von ihrem Kind jetzt aus meiner Guttat gedeiht.“

Die Frau vermochte sich wenig aus des Bältes Zusicherung herauszuholen. Es konnte dabei nichts zuwege kommen, als eine Beisteuer zu dem und jenem für das kleine Mädel, und einen Zuschuß hätte er ja ihr selbst schon lange leisten können für jahrelanges Waschen, Stopfen und Flicken, das er ohne Dank in sein Logiergeld dreingehen ließ.

Aber seine Gedanken schweiften weiter ins Kühne: „Und wißt Ihr was, am gschiesten ist's, wir nehmen alle beide das Kettele als Kind an; zu gleichen Teilen, wobel ein jedes für das sorgt, was nottut, so wie Vater und Mutter.“

Wieder dachte sich die Elsmännin ihren Teil. Freilich, so sahen die Leute aus, die für andere sorgen wollten . . . Wenns heut einmal wadlich um ihn ward, mußte er froh sein, daß sie ihn in die Spittelpfründe nahmen . . .

Doch schon kam bei ihrem Rietsmann der letzte Trumf heraus.

„Und wenn ich überleg, Elsmännin, wärs für all das am vernünftigsten, wir machen uns richtig zu dritt. Wir zwei kriegen ja ganz gewiß keine Kinder mehr. Aber dafür ist ja das Kettele da. Also — was meint Ihr zum Heiraten?“

Darauf war die Angeredete nicht gesagt, und so verschlug es ihr Gedanken und Sprache. Endlich kam es trocken und gepreßt aus ihr heraus: „Wenns sein soll — ich sag nit nein, schon wegen dem Kind.“

Die Cheausicht des Kalesfactors löste in der Apotheke verschiedene Gefühle aus. Das Subjekt freute sich, daß das große Wort beim Mittagstisch jetzt an die richtige Würde falle; die Prinzipal-in war froh, daß sie um die beabsichtigte Einquartierung herumkam, und der Apotheker schüttelte den Kopf. Als er den späten Bräutigam um das Warum und Wieso frug, meinte der kurz-hin: „Aus Rache!“

Er frug nicht weiter. Ein solcher Heiratsgrund war schließlich gar nicht so un-möglich, wenn auch nicht gewöhnlich.

Am Samstag vor der Trauung, da der Bälte-facter noch in der Apotheke zu Mittag aß, sah er ganz besonders angelegentlich und recht wortkarg unter dem Rieltier weg in die gerade offenstehende St. Kathreinstirke — hort

hinten an der Sperrbank vor dem Ratschor sollte er morgen knien, um auf einmal Eheherr und Vater zugleich zu werden. Und als er aufstand, schob er den Stuhl so heftig unter den Tisch, wie seither auch überm lautesten Maulen nicht. Der Platz war für ihn abgetan. Daß es damit auch die guten Bissen waren, die er so lange dort genossen, bekümmerte ihn noch nicht.

Es ist nicht überliefert, ob die Frau Kalefaktorin, ehemalige Elsmännin, vor ihrem Mann verstarb, so daß dieser etwa an den Mittagstisch im Anle des Apothekerslurs zurückgeraten und schließlich gar noch Bewohner der ihm zugeordneten Dachkammer geworden wäre.

Im Familienbuch des Apothekers, das uns die Figur des Kalefaktors, zwar nur in der Grobkontur, aber zum Ausmalen deutlich hinterlassen hat, steht bloß zu lesen, daß er noch zehn Jahre später zu nahe an eine politische Bewegung in der Stadt „gerochen“, und daß ihm das schlecht hätte bekommen können, wenn nicht eine ganze Vereinigung gleichfalls in hohes Alter gebliebener Universitätsgenossen für ihn eingetreten wäre.

Fr ä n k i s c h e G h r e n t a f e l

Der westfälische mit hundertjährige Schilberungen des Lebens und Wirkungen der Reich lebendster Fremden, die uns ein Vorbild sein und den Studenten an eine Wohngeort unserer höchsten Kraftstums in uns führen können.

1. Johannes Epig und Karl Martius.

Von Dr. Anton Fries.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre, da starb in München, erst 45 Jahre alt, ein Mann, der zusammen mit seinem Gesährten eine für die damalige Zeit höchst bedeutsame Forschungsreise durch Brasilien gemacht hat, dessen Andenken aber ebenso wie das seines Genossen, leider zu schwinden droht. Es sind dies die Gelehrten Dr. Johannes von Epig und Dr. Karl von Martius. Da die beiden Männer fränkische Landesleute sind, gehört es zur Aufgabe unseres Bundes die Erinnerung an sie wachzuhalten. Deshalb hat der Obmann der Ortsgruppe Würzburg just am Vortage, da ein anderer berühmter Landesmann, Daniel Pflüger, 1833 als erster Deutscher amerikanischem Boden betrat, einen Vortragsabend veranstaltet und versucht, seinen Zuhörern ein Bild vom Leben und Wirken der beiden zu geben.

Epig wurde in Pöschdorf a. M. 1781 geboren und starb 1826 als Leiter der Zoologischen Sammlungen in München, während Martius 1794 in Erlangen das Licht der Welt erblickte und hochbetagt und vielgeehrt 1868 als Professor der Botanik in München verstarb.

Von beiden Männern leben noch Abkömmlinge, von jenem u. a. in Kitzberg, Kottenborn bei Würzburg, von diesem

in Erlangen. Ihre Hauptbeobachtung liegt in der großen Forschungsreise, welche die zwei Gelehrten von 1817 bis 1820 durch weite Gebiete Brasiliens führte. Die ganzen Oststaaten, von Rio de Janeiro bis zum Amazonas, durchquerten sie und Martius fuhr den Amazonas und den Tapará hinauf bis weit über die Grenzen Brasiliens hinaus. Aber 10000 Kilometer legten sie in dem größtenteils unerforschten Lande zurück; die größten Mühsale hatten sie zu überwinden, dem Tode saßen sie nicht nur einmal ins Auge. Mit unerhörter Willenskraft und bewundernswertem Pflichtbewußtsein verfolgten sie ihr Ziel. Sie sammelten und beobachteten nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern allen Zweigen geographischer Forschung galt ihre Tätigkeit; vor allem suchten sie auch Einblicke zu gewinnen in das geistige, sittliche und wirtschaftliche Leben der Bevölkerung.

Die reichen Ergebnisse dieser Reise sind niedergelegt in einem großen, dreibändigen Werke*, das in geradezu meisterhafter Darstellung einen Beweis gibt von der scharfen Beobachtungsgabe der beiden Forscher, das uns aber auch die außerordentlichen Strapazen der Reise schildert. Da das schöne Werk selten geworden ist, mögen einige Proben zeigen, wie reich wir haben, auf Männer stolz zu sein, denen kurz vor dem

* Reise in Brasilien, München, Cotta'scher 1. Th. 1825.